

[Kriegsdienst verboten.]

51

Der Entgleiste.

Von Wilhelm Holzamer.

Der Michel war besonders gegen alles Streben, besonders gegen alles Geistige. Er war nämlich früher von seinem Vater nach Mainz in die Schule geschickt worden, aber in der untersten Klasse dreimal sitzen geblieben. Da hatte er austreten und wieder in die Dorfschule gehen müssen. Das hatte seinen dummen Bauernstolz so arg gekränkt, daß er es seitdem jedem Gebildeten nachtrug, gebildet zu sein; und jedem Buben, der nach Mainz in eine höhere Schule ging, war er ein Feind. Aber das alles gedieh ihm gut, denn er hatte reich geheiratet, hatte keine Kinder, und wenn ein Gewitter kam, so schlug es rings das Korn klein, nur seines verschonte es.

Unter anderen Umständen wäre man dem dummen Michel ausgewichen. Jetzt aber witterte man den willkommenen Bundesgenossen.

Was vorgegangen war, wußte niemand zu erzählen von den paar Leuten, die noch an der Kaiserklar ihrem Hofsaun standen, aber das, was ihnen die Hauptsache war und der schmerzende Dorn, das wußten sie zu sagen, daß der Philipp Schullehrer werden sollte.

„Was, sagte der Michel, „gell, die is verrückt. So Stange hat die im Kopf! Der gehört die Hörner geschnitten. So ein Narrenmensch, so Streich mit ihr'm Bankert machen zu wollen. Soll ihr in die Lettentaut stellen, daß er Geld verdient und daß sie zusammen was zu fressen haben. Was so Lumpelaut einsfällt!“

In diesem Augenblick tat es einen Schutt, und der Michel und sein Gaul und die freundlichen Nachbarn triefen von Wasser.

„Das war für den Bankert,“ lachte die Klar, „und das ist für die Lumpelaut.“ Es tat einen zweiten Schutt, der traf aber nur noch den Gaul auf den Hintern — der Michel hatte ihm eine an die Seite getreten, daß er trabte — der Weisjakob bekam aber einen solchen Guß über, daß er wütend rief:

„Wart, Du Grabenhur, ich hol die Flint und schieß Dich raffemaus kaputt.“

Aber die Klar war herangesprungen und hatte ihm eine versetzt, daß er torfelte.

„Das ist für die Grabenhur. Wer noch was will, der soll sich melden.“

Sie stand kampfbereit da.

Man ging schimpfend. Erst als der Weisjakob außer dem Bereich ihrer Fäuste und ihres Wasserkübels war, rief er: „Danz doch!“ mit dem quietstschenden hellen A, das die Klar sprach.

Und „Danz doch!“ rief's von allen Seiten.

Von dem Tage an hieß der Kaiserphilipp der „Danz doch!“ — mit hohem, hellem A. Die Kaiserklar aber wußte, daß sie die ganze Gasse und das halbe Dorf, auf jeden Fall alle reichen Leute zum Feind haben werde, nur, weil sie ihren Philipp wollte Schullehrer werden lassen.

Nein, nein, das durfte nicht sein. Das wollten die Armen und die Reichen nicht zugeben. Arm mußte arm, nieder mußte nieder bleiben. Das verlangten die armen und geringen Leute so, obgleich sie sich suchten, wenn sie's von den Reichen hörten. Sie wollten keinen aus ihren Reihen hergeben. Es sollte keiner der ihrigen höher hinaus wollen und sie dann verachten können. Das wollten sie nicht leiden. Instinktiv forderten sie, daß der Kaiserphilipp in die Lettentaut und nicht auf ein Katheder käme.

Die Klar sah das nun ganz klar. Sie wußte, was für einen Stand sie den Leuten gegenüber haben würde. Sie verstand deutlich, wie die Stimmung gegen sie und ihren Philipp aus einem kleinen Anlaß so zum Ausbruch gekommen war, daß sie nun nur Feinde um sich hatte.

„Bah, und sie waren hergekommen, sich Kinderspiel anzusehen.“

Die Klar ging mit den großen Märrschritten, die sie im Gang hatte, ihrer Treppe zu.

Sie trug die Feindschaft fröhlichen Mutes, fernzengerade

und aufrecht. Es sollte ihr ein Mensch zunähe kommen. Der sollte es zu bereuen haben.

Sie stand auf ihrer Treppe und sah über die Gärten hinweg. Die lagen ganz still und warteten schon auf den Abend. Drunten, auf der Pariser Chaussee fuhr die Bauern aus dem Felde heim. Um die Eulennühle wurde es grau, denn von den Wiesen stiegen die bleichen Nebelsäulen auf. Es war ein heißer Tag gewesen, da draußen am Wasser wirkte schon des Abends Kühle.

Das war nun die Zeit, wo die Frucht reifte. Das Korn stand hoch und gelb, der Weizen begann sich zu bräunen, die Gerste bleichte. Nur noch ein paar Wochen, noch ein paar gute trockene Tage, und es ging zum Schnitt. Die Kartoffeln waren nun bald gehäufelt, die Wiesen standen schon wieder hoch für die zweite Mahd. Schaffen, schaffen! Wenn's in der Ziegelhütte aussekte, dann konnte man im Felde draußen zugreifen. Ueberall strohte es von Arbeit.

Die Klar hate sich ihrer Lebtag noch nicht vor der Arbeit gefürchtet — diesmal aber lockte sie sie förmlich. Hacken, mähen, binden, aufladen — was es war, ganz einerlei. Dann mochten einen die Bauern verachten oder nicht, leiden oder nicht, dann brauchten sie einen.

Und die Klar war ganz fest und sicher.

Sie sah eben die alte Lisbeth an ihre Waschkbank treten. Wenn ihr alle feind waren in der Gasse, die war's nicht. Und die verstand sie auch. Wenn sie Rat brauchte, bei der konnte sie ihn finden.

„Majern,“ rief sie hinüber, „ich komme dieser Tag mal zu Euch. Ich muß was mit Euch bereden. Versteht Ihr?“

Die alte Lisbeth rief etwas dagegen, das verstand die Klar nicht, aber am Nicken des Kopfes merkte sie, daß sie kommen dürfte.

„Ja, die Lisbeth. Ein Jammer, daß die in der Ziegel-
gäß hocken muß, das arme Tier.“

Es war nun so mild und friedlich. Die Klar dachte, nun müßt's Feierabend läuten. Aber es war noch zu früh dazu.

Die Klar sah die Runde der Hügel ab, so weit sie ihrem Blick offen war.

Drüber hinaus, drüber hinaus!

Nur da vorn, wo die Eulennühle stand, da war's offen. Da zwang sich die Pariser Chaussee durch. Aber das ging nun auch zu. Mit einem dünnen, feinen Vorhang. Und der Abend deckte bald das Tal, den ganzen Kessel, das Dorf und die Wiesen, den Bach und die Gänge der Neben. Oben auf den Hügeln die Dörfer, die lagen da mit ihren blinzelnenden Augen und räkelten sich dahin und glopten herunter, wie wenn sie nichts anderes zu tun hätten, als in das Loch zu gaffen. Was da zu sehen war! Da war's nun zu, zu wie eine Falle, darin die Maus krabbelte. Und die da oben hockten davor, wie die Rahe vor der Mausfalle.

Unten wurde das Signallicht der Eisenbahn aufgezoogen, das erste Licht.

„All das wär nit — und hätt man nit — wenn man den Lump von Mann nit gehabt hätt!“ knirschte sie aus einem dunklen Gefühl heraus.

Dann tat sie einen Schnick mit der rechten Hand und pfiff vor sich hin.

„Und ich halt die ganze Welt aus, und wenn sie mich siebenmal klein machen will. Grad nit, grad nit. Ich laß mich nit kaput kriegen!“

Sie wollte gleich zur alten Lisbeth hingehen. Sie blieb aber noch ein wenig an den Türpfosten gelehnt und sah verträumt über die Gärten. Nein, heut ginge sie doch nicht mehr zur Lisbeth hin.

Sie ging in ihre Stube und wollte mit ihrem Buben reden, daß die Welt weit wäre, und daß überall Welt wäre, nicht nur hier, auch weit draußen im Land, und daß es überall möglich sei, durchzukommen — und daß es besser wäre, man hätt's draußen probiert, als daß man ewig daheim hocken geblieben wär und wär verfault und verstunken, verstunken und verfault.

5

Die Klar hatte gleich zur alten Lisbeth gehen wollen. Drinnen hatte sie sich aber anders besonnen, und es war ihr

auch ein Auftritt mit Philipp dazwischen gekommen. Als sie nämlich in die Stube kam, saß der Philipp hinterm Tisch und meinte.

Die Mutter, in ihrer polternden, barschen Art, fuhr ihn gleich an:

„Was weinst denn — Gutsimpel? Und wenn der Bürgermeister kommt — und der Friedensrichter und der Großherzog selber — grad nit. Wird nit geduckt. Grad nit. Wir verdienen ehrlich unser paar Trumpeln — und wenn wir sie zum Fenster hinausschmeißen wollen, geht's auch kein' was an. Flenn nit — das paßt für kein Bub. Grad nit, Herrgottsfäherment, grad nit!“

Der Philipp hielt sich geduckt.

„Und wenn wir tanzen wollen, dann tanzen wir, grad wie wir wollen. Proste Mahlzeit — da könnt jeder kommen. Preußen sind wir nit, die sich kommandieren lassen, Gessen sind wir, aus dem Weinland sind wir, da wird getanzt, was das Zeug hält. Was gibst Du, was hast Du! — Tu Dein Köpp in die Höh, lach! Lach sie aus, all die Schneidbanksköpp mit ihren übernzergern Ansichten.“

„Ihr hätt auch nit alsfort zu rufen brauchen: Danz doch! Habt Ihr's gehört, das gibt jetzt einen Unnamen für mich. Und daß Ihr immer sagen müßt: Schneidbanksköpp. Auf einmal hab ich auch das als Unnamen. Warum sagt Ihr denn immer, ich müßt Schullehrer werden! Am End werd ich gar keiner, und dann!“

Aber nun fuhr ihn die Mutter an:

„So, wirst keiner? Dann schlag ich Dir alle Knochen im Leib entzwei. So, nun weißt Du's! Was willst denn werden? Faulenzer, Tagdieb! Ja, proste Mahlzeit! Meinst, ich wollt so einen Kerl an Dir großziehen, wie Dein Vatter einer ist? Lieber gehängt, lieber bei lebendigem Leib gehängt — da, wo die Nest am höchsten sind.“

Sie schlug die Tür zu und ließ den Buben allein. Draußen flog das Geschirr nur so in der Küche. Es rappelte, als wenn sieben Mägde wirtschafeten. Und die Klar murmelte beständig in sich hinein. Dann ließ sie plötzlich alles stehen, wuschte ihre Hände an der Schürze ab und raste in die Stube.

„Daß Du's weißt — morgen kriegt die Saß ihren Stiel Punktum — bastal Du gehst nit in die Schul, ich fähr Dich zum alten Krafft. Nimmt der Dich, ist's aut. Nimmt er Dich nit, werden wir anders sehen. Aber 's geschieht jetzt, da heißt kein Maus kein Faden ab. Soll ja gleich das Kränks-Gewürzel hineinschmeißen, wenn ich mir von andern Leut was diktieren müßt lassen. Grad nit. Dafür bin ich die Kaiserklar. Und wenn der Napoleon kam — und hunderttausend Türken. Das wär mir noch mal schöner. Es geht, oder es geht nit. Anders gibt's nit. Merk Dir das, Du Flöhhaub. Ein Kaiserkrüppel mach ich kein aus Dir.“

Für den Abend war's gut. Die Klar besorgte unter beständigem Knurren ihre Hausarbeit. Und als es draußen auf der Treppe mal rief: „Danz doch!“ in einem noch flacheren A als sie es selbst sagen konnte, ließ sie sich auch nicht aus dem Gleise bringen.

Der Philipp machte sich so früh wie möglich „aus den Nest“ und kroch in sein Bett.

(Fortsetzung folgt.)

8) Eine alltägliche Erscheinung.

Von Wladimir Korolenko.

Natürlich geraten nicht alle in solchem Maße unter die Macht einer grenzenlosen Illusion. Die Wünsche vieler Verurteilten gehen nicht weiter, als bis zum freiwilligen Tode, bis zum Selbstmord. Wir fanden in einem der angeführten Briefe folgenden Ausdruck für diese Stimmung: „Sterben, wann ich es will.“ Zu derselben Zeit, wo die gewöhnliche Bevölkerung alle Mittel anwendet, um sich Schnaps, Tabak oder Karten zu beschaffen, wenden die zum Tode Verurteilten die größte Mühe auf, um sich Gift oder ein Messer zu verschaffen.

Die Zeitungen registrieren bisweilen Selbstmordfälle vor der Hinrichtung. Am häufigsten greifen die Verurteilten zu Phosphor, seltener zu Morphium oder einem Messer. „Es ist bemerkenswert — schreibt der Autor unserer Materialien —, daß keiner der Verurteilten bei den Selbstmordversuchen zu einer Schnur oder einer Leine griff, obgleich die Leinen viel leichter beschafft werden konnten.“ Die Zeitungen registrierten Fälle von Selbstmord durch Erhängen, in Wirklichkeit sind sie aber seltener als die anderen Selbstmordmittel. Der Tod von der Hand des Henkers erscheint schmachvoller und fürchtbarer. Die Verurteilten ziehen vor allem

einen freiwilligen Tod vor („Wann ich es will“) und, wenn möglich, muß der Tod anders sein, als jener, den das menschliche Gericht ihnen vorschreiben wird. Im Laufe des Jahres, in welchem unser Korrespondent seine Beobachtungen anstellte, vergiftete sich einer der Verurteilten mit Strichnig und starb unter entsetzlichen Qualen. Ein anderer stieß sich das Messer in die Brust. In einem dritten Falle war die Wunde von dem Messer nicht tödlich. Ein Viertes öffnete sich mit einem Glasmesser eine Wunde an der Hand, blieb aber auch am Leben. Es gab auch einige Fälle von Selbstvergiftungen, die mißglückten. . . .

Diese Selbstmorde und Selbstmordversuche werden vor den Augen der übrigen Inassen der Zelle vorgekommen. „Der Tod des Genossen J. — so heißt es in einem Briefe — hat auf mich einen furchtbaren Eindruck ausgeübt. Eine ungeheure Willenskraft, das erschütternde Bild eines Heldentodes. Vor dem Tode war er lustig, er rauchte, sprach, lachte. Man sah ihm keine Erregung an. Dann betastete er das Herz, setzte mit der einen Hand das Messer an und schlug mit der anderen darauf: Eins, zwei! . . . dann sagte er: „Jetzt ist es gut! Zieht das Messer heraus.“ Und begann zu ächzen und starb, ohne auch nur ein einziges lautes Stöhnen von sich zu geben.“

Er hinterließ folgenden Zettel: „Ich ende durch Selbstmord. Ihr habt mich zum Tode verurteilt und denkt vielleicht, daß ich euer Todesurteil fürchte. Nein, euer Todesurteil ist für mich nicht fürchtbar. Ich will aber nicht, daß die Komödie, die ihr mit eurem Formalismus zu inszenieren beabsichtigt, mir gegenüber angewendet wird. Mir droht der Tod. Ich weiß es und empfangen ihn. Ich will auf den Tod nicht warten, den ihr vollstrecken werdet. Ich habe beschlossen, früher zu sterben. Glaubt nicht, ich sei ebenso feig wie ihr.“

Für diesen mutigen Mann war der Tod offenbar der letzte Akt, wenn nicht des direkten Kampfes, so doch der Polemik gegen die Feinde.

Der letzte Besuch.

Zweimal in der Woche versammelt sich an der Gefängnisporthe ein Menschenhaufe und wartet geduldig, bis sie geöffnet wird. Das sind die Väter, Mütter, Brüder, Schwestern, Söhne, Töchter der Gefangenen, die zur Besuchsstunde gekommen sind. Die Porthe wird endlich geöffnet. Die Wartenden werden eingelassen.

Ein langes, schmales, schmutziges Zimmer, nur durch ein Fenster erhellt. Längs des Zimmers ziehen sich in der Mitte zwei Scheidewände hin, die unten aus Holz, oben aus einem dichten Drahtnetz bestehen. Zwischen den zwei Gittern ist eine Entfernung von 1½ Meter. In dieser Entfernung sehen sich die Gefangenen und ihre Verwandten gegenseitig an und sprechen durch die beiden Gitterwände miteinander. . . . Da alle zusammen sprechen müssen und das allgemeine Gespräch die Worte verschlingt, so ist das Besuchszimmer nach einigen Minuten von Lärm und Geschrei erfüllt. Jeder sucht die anderen zu überschreien und dem teuren Angehörigen hinter den Gittern seine Worte zuzurufen. Das Zimmer ist erfüllt von verzweifeltstem Geschrei, vom Getöse der Frauen. Man sieht krampfhaft verzerrte Gesichter und hört kraftloses Schluchzen, vom Klirren der Ketten überönt. . . . Hier steht eine alte Bäuerin, die sich 50 Werst weit zur Stadt geschleppt hat und sich jetzt mit ihren krummen Fingern an dem Gitter festkramt. Sie versucht einigemal, dem Sohne etwas zuzuschreiben, aber ihre alte Stimme verhallt in diesem Lärm, Getöse und Geräusch. Sie winkt hoffnungslos mit der Hand und blickt nur noch mit ihren alten verweinten Augen auf den Sohn. . . . Und nach fünf bis sieben Minuten ist die Besuchszeit zu Ende. Alle werden hinausgetrieben, und zu beiden Seiten der Gitter erscheinen neue Gruppen von Gefangenen und ihre Angehörigen. Die früheren entfernen sich, das Gefühl der Unfriedlichkeit und Trauer mit sich forttragend. Man wollte dem teuren Angehörigen so vieles sagen. Man sagte aber nichts. Es sind schon Tausende von Menschen in Rußland hingerichtet. Fast ebensoviel Mütter und ebensoviel Väter, und vielleicht ebensoviel Schwestern und Brüder und Frauen blickten durch diese Gitter auf die teuren Angehörigen, denen der Tod drohte. Waren das einfache Arbeiter oder Bauern, so kamen auch die anderen Verwandten, die zugelassen wurden, um von ihnen, wie von Sterbenden, Abschied zu nehmen. Wieviel schweres, unvergessliches und zuweilen unsühbares Leid tragen diese einfachen Leute in die Vororte der Städte, in die fernem Dörfer hinaus.

Wenn das Urteil schon gefällt ist, wird dem zum Tode Verurteilten ein Privileg gewährt. Man nimmt ihm die Ketten ab, und die nächsten Aderwandten werden im Gefängnisbureau zu einer Zusammenkunft mit ihm zugelassen. Und wieder ziehen sich auf den Landstrafen Wagenzüge hin, in denen Mütter und Väter zum letzten Besuch fahren. Die Militärjurist wird meist in beschleunigtem Tempo vollstreckt, und bis die alte Mutter sich zu Fuß oder auf dem elenden Gaul zur Stadt schleppt, ist die Sache oft schon zu Ende. Der Gefängnisförderer teilt ihr in geschäftlichem Tone und leidenschaftslos, wie nur ein russischer Bauer vom Tode zu sprechen vermag, mit, daß ihr Sohn beim Morgengrauen gehängt worden sei, — zu derselben Zeit, wo sie in der Finsternis auf schlechten Wegen sich hinschleppte. „Unlängst — so erzählt unser Korrespondent — kam eine solche Mutter ins Gefängnis und bat um den Abschiedsbesuch. Anstatt der Genehmigung brachte man ihr aus dem Gefängnisbureau ein Büschel Haare heraus, alles,

was von ihrem Sohn übriggeblieben war. Vor der Hinrichtung hatte er eine Schere verlangt, sich ein Büschel Haare abgeschnitten und sie für die Mutter übergeben. Sein letzter Wille wurde gewissenhaft erfüllt."

Im vorigen Jahre berichteten die Zeitungen von einem noch weit traurigeren Vorfall. Der zum Tode verurteilte Gefangene Schurimow in Balaschow schrieb dem Vater einen Brief mit der Bitte, zu ihm zu kommen, um sich vor dem Tode von ihm zu verabschieden. "Die elementare Humanität, wenn von Humanität angefaßt, des Galgen überhaupt die Rede sein kann — so schrieb der Korrespondent, der darüber in den Zeitungen berichtete —, verlangte entweder, daß die Bestellung des Briefes verzögert oder die Genehmigung für den letzten Besuch gewährt würde. Es schien, daß es eine dritte Möglichkeit hier nicht geben könne. . . . Aber gerade diese letzte Möglichkeit, die in ihrer Unmenschlichkeit qualvoll und widerig war, wurde zur Wirklichkeit." Der Vater, ein armer, kranker Greis, suchte seine letzten Groschen zusammen und begab sich nach Saratow, wohin er auch den jüngeren Sohn mitgenommen hatte. Hier wandte er sich natürlich zuerst ans Gericht. Man gab ihm den Rat, bei dem Kommandierenden der Truppen "Erläuterungen einzuziehen". Auf die Frage, ob sein Sohn noch lebe, wurde ihm trocken geantwortet: wir wissen es nicht. Der alte Mann fuhr nach Kasan, aber auch hier wurden ihm die Angaben verweigert. Er kehrte nach Saratow zurück und versuchte, sich an verschiedenen Stellen Eingang zu verschaffen. Er ging zum Staatsanwalt, zum Gefängnisgeistlichen, ins Gefängnisbureau. Endlich hatte jemand (eine gute Seele!) Mitleid mit dem Schmerz und den Tränen des alten Vaters und teilte ihm mit, daß sein Sohn schon gehängt sei. . . ."

"Dieser Greis — so schloß der Korrespondent — wird nach Hause zurückkehren, zu seiner Familie, in den Kreis seiner nächsten Bekannten und Freunde. . . . Und von ihm, von zahlreichen solchen Greisen, von allen ihren Anverwandten wird man verlangen, daß sie das Vaterland lieben, ihre Institutionen achten, patriotische Gefühle hegen." („Kiewer Nachrichten", 8. März 1909, Nr. 86.)

Natürlich . . .
Indessen, kehren wir zurück zu unserer „alltäglichen Erscheinung".

Das Gefängnisbureau, in dem den Todeskandidaten die letzte Zusammenkunft mit den Verwandten gewährt wird, ist durch eine hölzerne Scheidewand von halber Mannshöhe in zwei ungleiche Teile geteilt. Der Todeskandidat wird hinter die Scheidewand geführt und die Tür hinter ihm geschlossen. Zu beiden Seiten des Gefangenen stellen sich Aufseher hin. Die Verwandten, die zum Besuch gekommen sind, bleiben auf der anderen Seite der Scheidewand.

Die Aufseher hören gleichmütig dem Gespräch zu. Der Mensch gewöhnt sich an alles, und sie haben schon viele Gefangene zu dieser Gitterwand und zum Galgen geführt. Ihre Pflicht ist, darauf zu achten, daß dem Todeskandidaten nichts übergeben werde, vor allem kein Messer und kein Gift, und sie stieren gleichmütig und leidenschaftslos vor sich hin. Aber auf einen ungewohnten Menschen üben diese Zusammenkünfte einen unerbittlichen Eindruck aus, wie alles, wo die Fragen des Lebens und des Todes in so greifbarer Form vor uns treten. Unser Korrespondent besand sich zufällig im Gefängniskontor, als derselbe Gefangene, der so mutig seinem Leben ein Ende machte, den letzten Besuch seiner Mutter empfing. Das war kurz vor seinem Selbstmord. Von hohem Wuchs, mit krankhaft gelbem Gesicht und fieberhaft glänzenden Augen stand er an der Scheidewand, hinter der sich zwei Frauen befanden. Die eine, gebeugt, in einen Schal gehüllt, weinte in einem fort und wischte sich beständig die Augen. Die andere weinte nicht; ihre Augen waren trocken und brannten in hellem Feuer. Sie wandte kein Auge von ihm ab, aber Worte fand sie für ihn nicht, Worte, die ihn rühren, erweichen, trösten konnten, Worte, die hier einfach am Platz gewesen wären.

„Nun, wie steht's jetzt mit Dir," fragte sie mit trauriger Stimme, „wie ist die Gesundheit?"

„Was Gesundheit? Bald wird man mich aufhängen!" erwiderte der Sohn mit heiserer Stimme und versuchte, zu lachen. Aber das Lachen mißlang und brach schrill ab. Wieder trat Schweigen ein.

„Du siehst wohl fürchtbare Träume?" fragte die Alte.

„Ja, man sieht verschiedenes im Traum," entgegnete er nachdenklich. Dann sagte er leicht und einfach: „Dort ist ein Baum von mir geblieben, man müßte es verkaufen. . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Der Sandhaufen.

Ist die Sonne die beste Kinderwärterin, so ist der Sandhaufen des Kindes liebster Spielkamerad. Mehr als dies: man hat ihn sogar den größten Pädagogen genannt. In der Tat gehen von ihm ganz außerordentliche erzieherische Wirkungen aus. Er trägt dem Beschäftigungsstrieb, der das Lebenselement des Kindes anmacht, im weitesten Maße Rechnung und lehrt unvermerkt, aber eindringlich den Gebrauch der Sinne. Besonders der für die Gewinnung klarer Empfindungen und scharf ausgeprägter Eindrücke so wichtige Tastsinn erfährt erhöhte Förderung. Das Kind gelangt zu einer frischen und unmittelbaren Auffassung

des Körperlichen und wird zur Aktivität tatkräftig angeleitet. Seine Welt liegt dort, wo es sich mit seinen Fingern und Händen betätigt, wo es aus eigener Kraft schaffen, bauen, produzieren kann. Nicht bloß, daß es dabei die Gesundheit stärkt und Muskelkräfte entwickelt, es entfaltet auch seine Phantasie und eignet sich unwillkürlich und mühelos eine große Anzahl von physikalischen und mathematischen Grundsätzen an. Ein Reichtum von Gestalten und Formen tut sich auf dem Sandhaufen dem kindlichen Geiste auf, eine Fülle von Tatsachen und Wahrheiten, Erscheinungen und Ereignissen tritt seiner Vorstellungswelt entgegen. Und wahre Ströme von Glück quellen aus den Seelen der Kinder hervor! Willst du heitere, schaffende, glückliche Kinder sehen, suche sie auf den Sandhaufen der Gärten und Spielplätze, dort findest du sie, wenn nirgends sonst.

So ungeheuer fruchtbar die Bücherproduktion auf dem Gebiete der Pädagogik ist, über das Spielen der Kinder im Sande gab es bisher noch kein Buch, das in theoretischer wie praktischer Hinsicht ausreichend und zuverlässig orientiert hätte. Nun hat der dänische Schulmann Hans Dragehjelm mit einer überaus instruktiven Publikation diese Lücke ausgefüllt.* Er behandelt zunächst die pädagogische Seite des Themas, indem er die Bedeutung des Sandspiels für die Entwicklung der körperlichen und intellektuellen Anlagen des Kindes erörtert. Dann wendet er sich dem praktischen Teile zu: wie Sandspielplätze angelegt werden müssen, was im Hause und von den Frauen für die im Sande spielenden Kinder zu tun ist, wie Sand, Spieltische, Unterlagen und Ueberdachungen beschaffen sein sollen usw. Einige allgemeine interessierende Angaben und Ausführungen seien hier wiedergegeben.

Der einfache Sandhaufen ohne irgendeine Einrichtung ist nicht zu empfehlen. Ist er zu groß, kann er für die kleinen gefährlich werden, da der Sand nachgeben und sie verschütten kann. Ist er zu klein, wird er bald breitgetreten und beim Zusammenbringen mit Erde und Schmutz vermischt. Zweckmäßig ist deshalb ein Holzrahmen, der den Sand von allen Seiten einsaßt. Noch besser bewährt sich ein Bassin, das beim Spielen den Sand zusammenhält und bei genügender Tiefe auch eine ziemlich große Menge Sand aufnehmen kann. Bezüglich der äußeren Form sind alle möglichen Abwechslungen beliebt, wenn sie nur regelrecht und sonst ansprechend sind. Dagegen sind die verschiedensten Systeme nicht alle gleichwertig im Gebrauch. Das Betonkästen-System z. B. besitzt den Mangel, daß es bei anhaltend nasser Bitterung des Sandbehälters leicht in einem Wasserbehälter verwandelt. Praktischer ist da eine Asphalt-, Beton- oder Zementfliesen-Unterlage mit einem auf Pfählen ruhenden Holzrahmen darüber. Die Unterlage ist in der Mitte etwas erhöht und fällt nach den Seiten zu ab. Zwischen Unterlagen und Holzrahmen bleibt eine Spalte von etwa 25 Zentimeter Höhe, durch die alle Feuchtigkeit hindurchsickern kann. Die Vorzüge eines solchen Sandbehälters bestehen darin, daß bei Regenwetter das Wasser schnell abläuft, dabei eine Waschung des Sandes vornimmt und die verbrauchten und zu Staub verwandelten Teile des Sandes durch die Spalte hinwegführt. Um den kleinsten Kindern den Zutritt zum Sande leichter zu machen, empfiehlt sich nötigenfalls die Anbringung einer Stufe an einer der äußeren Seiten.

Der Sandkasten soll eine Größe von 6 bis 8 Quadratmeter haben. Ueber dem Rahmen sind in Höhe von 50 bis 60 Zentimeter Spieltische anzubringen, die gelegentlich unterbrochen sein müssen, damit der Zugang zum Sande frei bleibt. Falls nicht täglich unter dem Tische eine gründliche Reinigung vorgenommen wird, sammelt sich dort soviel Schmutz, Laub, Papier usw. an, daß sich ganze Bakterienherde entwickeln. Dazu kommt, daß diese niedrigen Tische beim Spielen sehr unbequem sind und keine gute Körperhaltung gestatten, auch bleibt der mittlere Teil der Tischplatte meist unbenutzt. Ungleich besser ist es da, wenn sich die Spieltische bankartig den ganzen Holzrahmen entlang um den Sandhaufen herumziehen. Hat der Sandspielplatz keine Ueberdachung, so sollte dort in der Nähe eine Schutzhütte vorhanden sein, die bei Regenschauern Zuflucht gewährt. Einen äußerst gefälligen und praktischen Aufenthaltsort dieser Art gibt es auf dem großen Spielplatz im Humboldt-hain in Berlin. Im Großen Garten in Dresden liegt in der Nähe des Sandbehälters ein an der Erde gut befestigter Baumstamm, auf dem die kleinen, wenn sie im Sande genug gearbeitet haben, von dem einen Ende zum andern balancieren können. Diese gute Idee verdient Nachahmung. Nicht zu vergessen ist schließlich, daß an heißen Tagen der Spielsand in Anlagen und auf Spielplätzen öfter mit Wasser besprengt werden muß, da sonst die trockenen Staubteilchen den Lungen der Kinder schaden.

In den romanischen Ländern bringt man dem Sandspielen der Kinder noch so gut wie gar kein Interesse entgegen, während es sich in einer Anzahl anderer Länder, besonders in den germanischen, sorgfältiger Pflege erfreut. Dragehjelms hat auf einer Studienreise durch Deutschland nach dieser Richtung hin Beobachtungen gesammelt und sich durch die statistischen Kommissionen der deutschen Lehrerschaft genauere Angaben verschafft. Weiterhin ist er durch Anfragen bei Behörden, Schulfachleuten und maßgebenden Persönlichkeiten im Auslande zu einem reichhaltigen Material an Aus-

*) Das Spielen der Kinder im Sande von Hans Dragehjelms. Mit 32 Abbildungen und 2 Skizzen. Uebersetzung von Alf. Dietrich. Preis 2,50 Mk., kart. 3 Mk. Kallies Verlag Leipzig.

Künsten, Wäldern, Statistiken usw. gelangt, das er nun in seinem Werke veröffentlicht.

Ueber die einschlägigen Verhältnisse in deutschen Städten geben 73 Fragebogen-Beantwortungen Auskunft. Danach hat München 120 Spielplätze mit je 1—20 Sandplätzen, Breslau 15 bis 20, Cassel 10—15, Karlsruhe, Götting und Steint je 12 Spielplätze mit einem oder mehreren Sandhaufen. Hamburg stellte 1908 in den öffentlichen Anlagen 83 Sandlästen auf; der ca. 100 000 Quadratmeter große Spielplatz auf dem Köhlsbrand hatte an einem Tage im Juli 1908 mehr als 9700 Besucher. Dresden hat 48 Spielplätze mit insgesamt 72 Sandlästen; Hannover 14 Plätze mit insgesamt 15 Sandhaufen; Chemnitz 25 Spielplätze. In Leipzig, Essen, Bielefeld, Heidelberg, Stuttgart, Düsseldorf u. a. sieht es recht dürrig um die Versorgung der Jugend mit Spielsand aus. Zahlreiche Städte, darunter Berlin, haben die Fragebogen, offenbar aus gutem Grunde, überhaupt nicht beantwortet.

Im Auslande weist den erfreulichsten Aufschwung Amerika auf, wo man die gewaltige Bedeutung der praktischen Selbsttätigkeit für Erziehungszwecke immer mehr erkennt und das gesamte Schulwesen auf die von Fröbel geschaffene methodische Basis zu stellen strebt. Die zahlreich vorhandenen Spielplätze sind in den verschiedenen Städten verschiedenen Verwaltungsbehörden unterstellt. In einer großen Anzahl von Städten werden sie völlig von philanthropischen Vereinen unter teilweiser Mitwirkung der Öffentlichkeit verwaltet. Ein organisiertes Spielsystem ist im Werden begriffen. Chicago hat bereits 11 Millionen Dollar aufgewandt, um sein Spielspielsystem zu modernisieren. Neben Sandbassins hat man kleinere Teiche mit künstlichem Strande angelegt und Schuppen, Pavillons und Hallen errichtet, von wo aus Mütter und Wärterinnen dem Spiel der Kinder zuschauen können.

Wenn sich, wie Dragehjem behauptet, gegenwärtig die Anzeichen dafür mehren, daß sich in der Versorgung der Jugend mit Sandspielplätzen eine Wendung zum Besseren vollzieht, so darf man dies wohl als ein Symptom der großen Bewegung betrachten, die das ganze Erziehungswesen immer mächtiger erfasst und die zum Ziele hat: die Verdrängung des in einseitiger Verstandeschulung sich erschöpfenden LERN- und Unterrichtsystems der Gegenwart durch die Erziehung des ganzen Menschen mit Hilfe des Spiels, der Selbsttätigkeit, der produktiven Arbeit.

D. R.

Körperbemalung und Tätowierung in der Urzeit.

Von Hannah Lewin.

Fast bei allen Naturvölkern treffen wir die Sitte, den menschlichen Körper durch Bemalung mit bunten Farben zu schmücken; vielleicht darf man die Körperbemalung überhaupt als die Urform des Schmuckes bezeichnen. Der wandernde Australier trägt im Vorratsfad, den er stets bei sich führt, weißen Ton, roten und gelben Ocker, um seine Haut damit zu bemalen. Für den Alltagsgebrauch begnügt er sich mit ein paar farbigen Flecken auf den Wangen, Brust und Schultern; bei festlichen Anlässen aber wird der ganze Körper bunt angemalt. Gleiche Sitten pflegen noch heutigen Tages eine ganze Reihe anderer Jägerstämme, so z. B. die Bushmänner, die Andamanen, die Maori auf Neu-Seeland, die Botoluden, die Feuerländer usw. Eine etwas komplizierte Art des Körperschmuckes ist die Narbenzeichnung und die Tätowierung; die schnell vergängliche einfache Farbenbemalung wird hier ersetzt durch dauerhafte Einzeichnung.

Es lassen sich diese primitiven Schmucksitten bis in uralte Zeiten hinauf verfolgen; höchstwahrscheinlich sind sie schon von den frühesten Bewohnern Europas angewandt worden. In der alten Steinzeit, wenigstens in ihren letzten Abschnitten, finden sich hierfür ziemlich deutliche Anzeichen. Allerlei Farbmateriale in Rot, Gelb und Schwarz kommt in nicht geringer Menge an den Fundstätten der Renntierzeit vor; es handelt sich dabei um farbige Tonarten, Rotstein, gelben und roten Ocker und dergleichen. Diese Farbstoffe wurden in „Mörfern“ zerrieben, d. h. auf steinernen Platten, die mit muldenartigen Vertiefungen versehen waren; an den Lagerplätzen der Renntierjäger, z. B. in dem französischen La Mabeleine, finden sich solche Mörser mit den dazugehörigen Reibsteinen zahlreich. Wahrscheinlich hat man dann den fein gepulverten Farbstoff mit irgend einem Bindemittel, etwa einem tierischen Fett, zu einer Paste angemengt, die sich bequem ausstreichen ließ; dabon zeugen flache Tafeln, Paletten aus Stein oder aus Schiefer, die vielfach dicht bei den Mörfern und Farbnollen liegen und häufig noch Reste der Farbmasse tragen.

Dah der steinzeitliche Jäger diese angemengten Farben dann auch tatsächlich zur Bemalung seines Körpers verwendet hat, dafür gibt es allerdings keine Beweise im strengsten Sinne, da die menschlichen Funde aus jener Zeit natürlich nur in Skeletten und Knochenresten bestehen. Aber in Anbetracht der noch heute unter primitiven Jägerstämmen verbreiteten Sitte haben wir diesen steinzeitlichen Farbkumpen, Mörfern, Schminkeplatten und Reibleulen gegenüber wohl ein Recht, auch bei den alten Höhlenbewohnern ähnliche Gebräuche zu vermuten.

Weniger sicher sind die Anzeichen für eine Ausübung der Tätowierung.

wierung im Palaeolithikum (der älteren Steinzeit). Freilich, man hat in einer Felshöhle, die sogar schon in der Moustierzeit, also noch vor der Renntierperiode, besiedelt war, ein eigentümliches knöchernes Instrument gefunden, eine Art Spatel mit verbreitertem Ende, das noch von zerriebenem Rotstein gefärbt war; und auch sonst finden sich unter den Werkzeugen der älteren Steinzeit gewisse Nadeln und sehr feine Steinmesserchen, die man wohl als Instrumente zur Tätowierung ansprechen möchte; beweiskräftig aber sind sie natürlich keineswegs.

Einer sonderbaren, hierher gehörenden Sitte aus der älteren Steinzeit soll hier Erwähnung getan werden: man hat damals nicht selten die Leichen bei der Beerdigung mit rotem Farbpulver überstreut, wenn nicht ganz und gar, so doch an bestimmten Körperpartien; beim Zugrundegehen der Weichteile im Laufe der Zeit hat sich der dauerhafte Farbstoff an den darunterliegenden Knochen festgesetzt. So hat man in den Felsgrotten bei Mentone, wie auch bei Brunn in Nahren, steinzeitliche Skelette aufgefunden, die ganz rot gefärbt erschienen, so daß man die Knochen anfänglich für angemalt hielt. Erst eine eingehende Untersuchung konnte feststellen, daß es sich hier um ein Ueberstreuen der Leiche mit roten Farbkörnern gehandelt hat. In der jüngeren Steinzeit, dem Neolithikum, verschwindet diese Sitte. Hingegen sind hier Grabstätten nicht selten, in denen man dicht neben dem Skelett größere oder geringere Mengen von Farbstoff findet, sei es nun in tönernen Gefäßen, in hölzernen oder knöchernen Büchsen oder auch frei am Boden liegend. Hier hat man fürsorglicher Weise dem Toten einen Vorrat an Schminke mit ins Grab gegeben, um ihm auch im Jenseits den bisher geübten Brauch der Körperfärbung zu ermöglichen. Derartige Beigaben an Farbe, gewöhnlich rotem Ocker, weisen zahlreiche neolithische Fundstätten sowohl in Frankreich wie in der Schweiz, in Deutschland, in Rußland, Italien, Portugal und Spanien auf. Da nun primitive Völker für gewöhnlich ihren Toten gern das mit ins Grab geben, was ihnen auch im Leben besonders lieb und notwendig gewesen ist, so darf man aus dem so weit verbreiteten Vorkommen von Farbstoffen in den Gräbern mit großer Bestimmtheit schließen, daß im Neolithikum die Sitte der Körperbemalung allgemein geübt wurde. Auch in jungsteinzeitlichen Wohnstätten, Hütten und Erdgruben, kommen ganz häufig Klumpen von Farbmateriale vor, und oft dicht daneben sehr eigentümliche tönerne Stempel mit vertieften Mustern auf der Vorder- und einem Handgriff auf der Rückseite. „Pintaderos“ nennt man diese Stempel mit einem spanischen Worte und nimmt an, daß sie zum Auftragen der Farbe auf die Körperhaut gedient haben.

In der Dordogne (in Frankreich) hat man bei Gelegenheit eines Eisenbahnbaues einen prähistorischen Schacht aufgedeckt, der — jedenfalls schon in der Steinzeit — zur Gewinnung der geschätzten Farbmateriale (hier vor allem Caematt, Ocker und Rotstein), angelegt worden ist. Es ist ein 4 Meter breiter Graben von 2½ Meter Höhe, durch weiche, tonige Erdschichten geführt. Auf seinem Grunde fand man noch Werkzeuge, welche die steinzeitlichen Arbeiter hier zurückgelassen oder verloren haben: einige polierte Steinbeile, zerbrochene Tongefäße, Ockerklumpen, ein paar tönerne Spinnwirtel, ein Stück einer bronzenen Stange und dergleichen. Die Neolithiker haben hier also schon eine Art Bergbau getrieben; und man darf sich darüber kaum wundern, nachdem man entdeckt hat, daß sie auch zur Ausbeutung von Feuersteinlagern kunstvolle Stollen und Schächte — in senkrechter wie in wagerechter Richtung — in die Erde zu treiben verstanden haben.

Um die Mitte der Bronzezeit etwa verschwinden die Farbbeigaben aus den Grabstätten, und wir dürfen annehmen, daß man damals auch aufhörte, sich den Körper zu bemalen. In einem gewissen Stadium der Kultur pflegt diese Gewohnheit bei allen Völkern auszusterben. Doch haben sich nach den Nachrichten, die uns der römische Feldherr Julius Cäsar überliefert, noch zu seiner Zeit, also ein halbes Jahrhundert vor Christi Geburt, die Bewohner der britischen Inseln den Körper bunt angemalt (nachzuweisen im „Gallischen Krieg“, Buch V). Und auch von den Thraciern wird noch in historischer Zeit durch alte Autoren vielfach bezeugt, daß sie der Sitte der Körperbemalung frönten.

Auf den Inseln des Mittelmeeresbeckens, sowie in Ägypten und in Rumänien sind aus frühmetallischen Kulturschichten weibliche Tonfigürchen ausgegraben worden, deren Körper über und über, manchmal auch nur auf der unteren Hälfte, mit geometrischen Verzierungen bedeckt sind. Gewiß ist hier eine beim lebenden Menschen gebräuchliche Körperverzierung dargestellt, mag es sich dabei nun um einfache Körperbemalung oder um Tätowierung handeln.

Daß neben diesen allereinfachsten und primitivsten Schmucksitten der Bemalung und der Narbenzeichnung auch schon in uralter Zeit viel beweglicher Schmuck aus den verschiedensten Materialien einherging, das ist an fast allen Fundorten der Steinzeit reichlich bezeugt. Freilich erst das Auftreten der Metalle gibt Stoff und Möglichkeit, den Schmuck nach dieser Richtung zu bereichern und zu der glänzenden Pracht zu entwickeln, die namentlich in der späten Bronzeperiode und in der ersten Eisenzzeit unsere Bewunderung erregt. Hingegen hat sich die Sitte der Tätowierung bei den europäischen Kulturvölkern, wenn auch als allgemeiner Brauch längst verdrängt, doch bis zum heutigen Tage ihr bescheidenes Plätzchen zu behaupten gewußt; ich brauche nur auf die vermittelst Kohlenpulver blauschwarz gefärbten Zeichnungen auf der Brust und den Armen unserer Seeleute hinzuweisen.